

ANNA LADURNER  
Fische streicheln

Die Mutter ist in der 30. Woche schwanger.  
Sie muss liegen.  
Sie ist unten zugenäht.

Ich bin 30 Wochen alt.  
Ich bin 35 cm groß.  
Ich wiege knapp über 1000 Gramm.  
Meine Vitalfunktionen sind ausreichend.  
Und ich habe einen Plan.

*Wir gehen Fische streicheln. Ich bezahle, schiebe mein Kind durch das Drehkreuz. Zieh den Anorak aus, nimm die Mütze runter, es ist warm hier drin! Mein Kind hat keine Zeit, ist schon unterwegs, betastet das Glas, klopft an die Scheiben, drückt die Nase dagegen. Die Fische ziehen ihre Runden.  
Mein Kind will zu den Streichelfischen. Ich nehme seine Hand, wir drängen uns durch die Menge. Durch einen Tunnel. Über uns Haifische. Unter uns Haifische. Es ist schummrig im Raum. Mein Kind kennt den Weg, zieht mich vorbei an den Korallen, den Reptilien, den Süßwasserfischen.*

Mitten im Zimmer steht das Bett. Wenn die Mutter am Rücken liegt, sieht sie die Zimmerdecke, ihre Bettdecke, den Bauch darunter, die Tür. Wenn sie sich auf die linke Seite dreht, sieht sie eine weiße Wand, den Kasten für ihre Sachen, noch einen Kasten. Wenn sie sich auf die rechte Seite rollt, ist da das Nachtkästchen mit den Blumen darauf, das Obst, der Tablettenspender, das Wasserglas, dahinter das Fenster, das Wetter. Das Wetter wechselt. Am Wetter erkennt sie, dass die Zeit vergeht.

Die Mutter liegt im Bett und zählt die Tage. Sie zählt bis zu dem Tag, an dem man das Kind holt, weil es reif ist für die Welt. Der Arzt hat ihr den Termin genannt. Sie legt die Hand auf den Bauch. Sie spürt das Kind nicht, weil es noch klein ist, weil es versinkt zwischen den Organen, wenn sie am Rücken liegt.  
Ich liege in der Mutter.  
Es ist dunkel.  
Ein Herz klopft laut.

Die Mutter wartet. Sie wartet darauf, dass ihre Bauchdecke sich zusammenzieht und hart wird. Dass Kontraktionen einsetzen, schon wieder, dass es eng wird für das Kind. Sie wartet darauf, dass ihr Körper sagt, du nicht, aus dir wird keine Mutter.

Wenn die Wehen kommen, kommt die Angst. Die Mutter befürchtet das Schlimmste. Befürchtet ständig das Schlimmste. Dass es stärker wird, dass aus dem Schauer, der durch die Bauchdecke läuft, ein Schmerz wird, ein stechender, dass der Schmerz ihr das Kind entreißt.

Sie hat sich das Kind gewünscht.  
Es ist ihr erstes Kind.

Das Zimmer ist ein Privatzimmer. Keine Bettnachbarin, die plaudert, niemand, der die Mutter rausholt, aus ihrer Welt. Der Vater kommt abends, stellt Blumen am Nachttisch ab, unterhält sich flüsternd mit dem Arzt, hält ihre Hand.

Im Traum taucht die Mutter. Sie taucht nackt. Da ist ein Fisch. Aug in Aug stehen sie im Wasser, sie und der Fisch. Die Brüste der Mutter sind voll und groß, treiben im Wasser, Milch tritt aus, zieht feine Fäden um sie. Der Fisch öffnet sein rundes Maul, umfasst ihre Brustwarze, saugt. Sie kann ihn halten, für kurze Zeit. Irgendwann schlägt er mit dem Schwanz, lässt die Brust los, starrt sie an mit seinen Fischaugen, beginnt sich zu winden in ihrem Arm. Der glitschige Körper entgleitet ihr. Rund um die Mutter ist nichts als dunkles Nass.

Wenn es schlimm wird, kommen sie mit dem Valium. Dann wird die Matratze, auf der die Mutter liegt weich, der Bauch wird weich, das Kind bewegt sich sanft, die Hand der Mutter, die den Bauch halten muss die ganze Zeit, die das Kind da drinnen halten muss, lässt los, draußen ziehen Wolken vorbei. Das Medikament wirkt. Für ein paar Stunden. Und dann ist da wieder die Angst.

Und mittendrin ich.

Die Mutter hat keine Mutter. Sie weiß nicht, wie das geht mit dem Muttersein. Die Angst legt sich um das Kind von allen Seiten, umfasst es, nimmt ihm die Luft. Die Gedanken der Mutter gehen im Kreis, sie selbst würde im Kreis gehen, wenn man sie ließe. Sie ist ans Bett gefesselt, sie ist eingesperrt in ihrem Kopf. Sie ist nichts als Kopf und Bauch.

Mir ist es zu eng hier.

Ich werde ausziehen aus dieser Mutter.

Dafür muss ich mich um die eigene Achse drehen, ich muss kopfüber rollen, einen halben Überschlag muss ich machen. Es muss aussehen, als wäre ich startklar.

Bei alldem muss ich auf die Nabelschnur achten. Ich muss sie um mich schlingen, einmal, oder zweimal besser noch. Sie muss sich um meinen Hals legen. Ich muss sie festziehen. Ganz eng muss sie anliegen. Sie müssen sehen, dass ich bereit bin, zu allem bereit. Wenn die Nabelschnur eng genug liegt, bekommen sie es mit der Angst zu tun. Dann geht alles ganz schnell. Dann holen sie mich raus.

*Ein Schwarm Kinder vor dem Becken. Die Kinder drängen sich um das Glas, stellen sich auf die Zehenspitzen, versuchen, über den Rand zu greifen. Die Kleinen wollen hochgehoben werden. Ich kemple meinem Kind die Ärmel auf. Es soll nicht nass werden, draußen ist Winter. Schau, da ist einer, ich hab ihn erwischt. Kinder und Hände und Fische, Finger im Wasser, Körper, die sich entziehen, die ihre Runden drehen, zahnlose Mäuler an der Wasseroberfläche, sie wollen sehen, ob es da was zu holen gibt, saugen sich fest an den Kinderfingern, beißt der, nein, der beißt nicht, Ärmel tauchen in Wasser ein, komm, so geht das nicht, du bist ja ganz nass.*

Ich habe mich zur Welt gebracht.

Sagt nicht Frühchen zu mir!

Nennt mich nicht Mäuschen und nicht Würmchen!

Gebt mir keine Namen mit Verkleinerungsform!

Mein Name ist Frieda.

Ich bin hier um zu überleben.

Die Aussicht ist gut. Ich bin von Glas umgeben. Rechts neben mir Glas, links neben mir Glas, Glas bei den Füßen, Glas beim Kopf und über mir. Ich lebe unter einem Glassturz. Die Ecken sind abgerundet, die Kanten mit schwarzem Gummi umrahmt. Alles luftdicht und keimfrei. Seitlich an den Glaswänden sind vier runde Türen. Sie sind mit Metallhebeln verriegelt. Nur Befugten ist der Zutritt erlaubt. Wer hereingreift zu mir, muss sich desinfizieren und Plastikhandschuhe überstreifen, damit mir die Atmosphäre nicht flöten geht.

Mit dem Raumklima nehmen sie es genau. 37 Grad, hohe Luftfeuchtigkeit. Ernährt werde ich über eine Sonde. Und

auch sonst ist allerlei Technik da. Mein Kopf ist auf eine Stoffwindel gebettet. Ich kann ihn nach links drehen oder nach rechts. Ich sehe, wer sich nähert. Ich habe alles im Blick. Und vor allem habe ich Platz. Ich kann mich groß machen. Ich kann die Arme ausbreiten und die Beine. Ich stoße an nichts und an niemandem an.

Ich habe mich zur Welt gebracht.

Ich habe die Mutter zur Welt gebracht.

Die Mutter beugt sich über mein Glas, redet auf mich ein. Das Glas dämpft ihre Worte. Ich betrachte die Mutter aus sicherer Entfernung.

*Wir streicheln Fische. Wir streicheln Fische, bis wir müde sind und nass, und das Kind meine Hand nimmt und mich wegzieht vom Becken, vorbei an den Süßwasserfischen, den Reptilien, den Korallen zum Ausgang hin. Es kennt den Weg. Die Luft draußen ist kalt.*

*Diese Nacht besucht mich der Fisch. Er will zu mir, weil er nicht schlafen kann. Ich hebe die Bettdecke, er drückt sich an mich, sein Körper ist trocken und warm, es erstaunt mich nicht. Ich lege den Arm um ihn, ich streichle seinen Kopf. Er liegt neben mir, die Augen weit offen, ich sage, alles wird gut, komm, schlafen wir jetzt.*

*Wir schwimmen im Meer. Der Fisch stößt mich mit der Nase an. Ich setze mein Kind auf seinen Rücken, klettere hinterher, ziehe meine Mutter rauf zu uns. Wir gleiten durchs Wasser, ich halte das Kind, die Mutter hält mich. Eine Welle spült uns an Land, mein Bett ist sandig und weit, ich drehe den Kopf.*

*Jetzt schläft er, der Fisch.*

ANNA LADURNER, geb. 1975 in Innsbruck, hat in Innsbruck, Madrid und Wien Germanistik und Hispanistik studiert, November 2021 Hilde-Zach-Literaturstipendium der Stadt Innsbruck, arbeitet an ihrem ersten Roman. Publikation: „Hinter Hecken“, kolik 87 Zeitschrift für Literatur, Dezember 2021. „Wir werden glücklich sein“. Shortlist und Nominierung beim Literaturwettbewerb Wortrandale des Radiosenders 889FM Kultur (Entscheidung über die Preisträger\*innen ausständig, Anthologie in Arbeit.)